

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 29 (1977)

Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gespräch als Show: zum Experiment mit der Talkshow des Fernsehens DRS

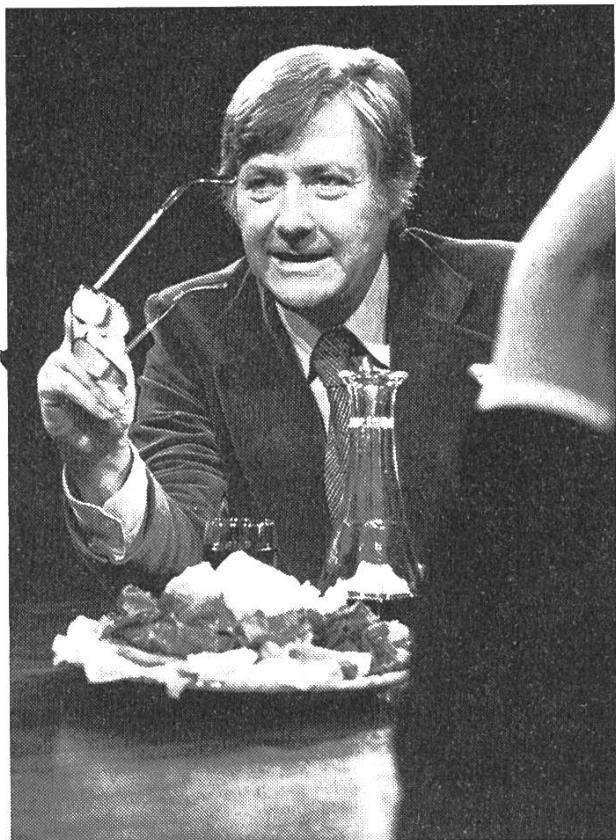
Das Fernsehen DRS versucht neue Unterhaltungsformen: Zu später Stunde wurden im Abstand von einer Woche zwei Versionen einer Talkshow vorgestellt. Zuerst stieg Guido Baumann (bekannt durch Lembkes Ratespiel) «ins Rennen» – denn um eine Art Konkurrenz handelt es sich hier. In der Sendung «Gefragte Leute», die siebenmal in diesem Jahr ausgestrahlt werden soll, wurden folgende Persönlichkeiten eingeladen: der Komponist Paul Burkhard, die Schauspielerin Brigitte Mira, die deutsche Fernseh-Mitarbeiterin Petra Schürmann und die Schweizer Schauspielerin Silvia Jost («Die plötzliche Einsamkeit des Konrad Steiner»). Aufgabe Baumanns war es laut Programm, «das Gespräch mit den Gästen in Gang zu bringen und die Themen aufzuspüren, zu denen alle vier einen unterhaltsamen Beitrag leisten können.» Etwas andere Voraussetzungen traf man in Heiner Gautschys (ehemals «Rundschau») Show «Unter uns gesagt» an: Gesprächspartner waren hier Leo Schürmann (ein Reisender in Sachen Gesprächsshow), Doris Gisler, Inhaberin einer Werbeagentur und Fridolin Luchsinger, Chefredaktor des «Blick». Die Absicht Gautschys ging eher dahin, das berufliche Selbstverständnis der einzelnen Teilnehmer mit gezielten Fragen zu beleuchten. Diese Sendung war problembezogen gestaltet, im Gegensatz zu Baumanns personenorientierter Unterhaltung.

In einer kurzen Betrachtung der beiden Sendungen muss man von zwei Fragestellungen ausgehen: Einerseits gilt es, die Talkshow als Form der Fernseh-Unterhaltung auf ihre Funktion zu befragen, und anderseits muss man die beiden konkreten Beispiele je als einzelne Interpretationsversuche werten. In der Talkshow werden sogenannte Persönlichkeiten aus dem «öffentlichen» Leben an einen Tisch gesetzt und durch einen Gesprächsleiter zu einem Gespräch oder einer Aussage «geführt». Die Absicht ist, Unterhaltung und Information zu verbinden. Die Grenzen zwischen den verschiedenen inszenierten Gesprächsveranstaltungen der durch Medien organisierten öffentlichen Unterhaltung und Information sind fliessend: Man findet da unverbindliche Plauderstündchen, Einzelinterviews, kontradiktionsreiche Gesprächsrunden, Podiumsdiskussionen oder ausgedehnte Plenumsdiskussionen (Telearena). Funktionsbestimmung und Akzentsetzung können verschieden sein: Die Sendung kann innerhalb einer aktuellen Fragestellung des politischen Alltags zur Information und Meinungsbildung des Zuschauers eingesetzt werden. Sie kann aber auch losgelöst von jeglichen Bezügen «Unterhaltung» bieten. Die Gesprächspartner werden entweder mehr auf bestimmte Fragestellungen bezogen angegangen und zu Stellungnahmen gezwungen, oder sie werden als sogenannte Prominenz selbst zum Thema und lassen sich von aussen und innen bespiegeln. Das Medium verarbeitet Unterhaltung und Information zum konsumierbaren Produkt. Die Nivellierung des Einmaligen, die dieser Herstellungsprozess mit sich bringt, wird kompensiert durch eine künstliche Konstruktion eines Persönlichkeitszaubers. Voraussetzung hierzu ist u.a. die Intakthaltung von losgelöster, individualisierter Privatheit der Person: Der herausragende einzelne Mensch wird dem anonymen Ganzen der Gesellschaft gegenüber gestellt – die Gesellschaft ist die Summe «autonomer» Individuen. Aus diesem additiven abstrakten Denken ergeben sich auch die Beziehungen der einzelnen Gesprächsteilnehmer zu übergeordneten Problemen. Die Talkshow als Unterhaltungssendung ist innerhalb eines Programmauftrags zu sehen. Dem allgemeinen Charakter der Programmgestaltung entsprechen Auswahl der Teilnehmer und Gesprächsführung. (H. Gautschy: «Kluge Frauen sind verdammt schwer aufzutreiben.» [!])

Durch die Allgemeinheit der Unterhaltung bleibt man im Unverbindlichen. Die Unterhaltungsart wird zum Selbstzweck, d.h. es wird verbale Artistik zelebriert. Dem Meinungsaustausch als öffentlichem Prozess kann das Fernsehen nur sehr begrenzt dienen; ein zentraler Grund dieser Begrenzung liegt in der Produktionsstruktur des Mediums. In diesem Defizit sehe ich einen Grund zu Sendekonzeptionen wie die Talkshow: Der Meinungsaustausch wird nun als Kommunikationsvorgang künstlich im kleinen Kreis inszeniert. Diese formalistische Übung wird medienge-



Talkshow-Master Heiner Gautschy:
Frontalangriffe statt Mut zur Dialektik



Talkshow-Master Guido Baumann:
Fragen durch unverbindliche Haltung
entwertet

recht verpackt. Der Charakter des Rituals, der jedes Produkt des Showbusiness kennzeichnet, prägt auch die Talkshow. Davon zeugt auch ein scheinbar widersprechendes Moment: der Versuch eine Unmittelbarkeit des Vorgangs, eine spontane Ungezwungenheit des Ablaufs zu simulieren. Die Frage muss gestellt werden, inwiefern eine in ihren Grundvoraussetzungen problematische Form einer Sendung durch das personelle Arrangement und die Art der Leitung «verbessert» werden kann.

Guido Baumans Gesprächsrunde zeigte sich als lockere Plauderei. Bunt durcheinander warf man Fragen auf, um sie gleich durch die unverbindliche Haltung wieder zu entwerten. Sprunghaft irte der Gesprächsleiter umher: Mangelnde Bezugsetzung der Äusserungen und fehlendes Engagement der Teilnehmer machten sich bemerkbar. Unterhaltung wäre eher von Bedeutung, wenn wie an der experimentellen Variation von Erfahrungen einer Publikums-Zielgruppe ansetzt. Alltagserfahrungen sind aber gerade als Problemstellung nicht «unterhaltend» – scheinbar. So wird dem Zuschauer als anonymer Dutzend-Person – als Kompensation seiner Minderwertigkeit als Massenartikel – eine «Persönlichkeit» (man beachte die sprachliche Steigerung!) vorgestellt und charmant auf ihre privaten, «menschlichen» Regungen beklöpf: Man entspannt sich beruhigt; denn auch Standbilder haben ihre Probleme...

«Gibt es nicht Probleme, wenn man so schön ist?» (Petra Schürmann ist einstige «Miss Germany».) Diese Fragestellung scheint mir ebenso symptomatisch für Baumanns Talkshow, wie disqualifizierend.

Schwieriger zu beurteilen ist Heiner Gautschys Shownummer. Entlarvend für die Funktion der Sendung war das ästhetische Arrangement: Exotisch drapierte Pflanzen und elegant gekleidetes Publikum, an kleinen Tischen zu lockeren Bündeln zusammengefasst, bildeten die Kulisse für die im Zentrum stehende «grüne Insel». Die einzelnen Gesprächssequenzen wurden eingerahmt von einer ebenso kulinarischen Klaviermusik. Alles in allem: eine abgerundete, ästhetisch perfekte, atmosphärische Inszenierung. Die Sendung schien mir eine bestimmte Ästhetik zu eigen zu machen: Aufhebung der Gegensätze in einer abgeschlossenen Ganzheit. «Aufheben» will aber hier als Verdrängen verstanden werden. Der mangelnde Mut zur Dialektik kann nicht ersetzt werden durch scheinbar couragierte Frontalangriffe, die man dann gleich eloquent entschuldigt und in die Konversation einbaut. Ein Alltagsgespräch hat als solches seine Kulisse (im aggressiven Kindergezänk etwa schwingt das Neunquadratmeter-Kinderzimmer mit): Wenn Worte aber so eingebettet werden, wie in Gautschys Talkshow, dann wird die Verpackung zum Gebrauchswert. Heiner Gautschy versuchte jeden Gesprächspartner in seiner öffentlichen Funktion zu befragen. Fragwürdig war die scheinbar kecke Art des Interviews. Antworten und Reaktionen wurden nur begrenzt aufgenommen und weiterverfolgt – es muss ja doch unterhaltend bleiben: Der kritische Grundton entlarvte sich als vordergründig, als inszeniert. «Die Boulevardpresse ist notwendig, sie deckt Bedürfnisse, sonst würde sie nicht so gut verkauft.» «Werbung ist eine gute Sache.» «Ein Volk braucht eine Vision.» Sinngemäss zitierte Allgemeinplätze, die jeglichen Konfliktstoff weich einbetten und Dialektik in der Auseinandersetzung verunmöglichen.

Der Gipfel der Absurdität solcher Sendungen zeigte sich in der Befragung Leo Schürmanns. Heiner Gautschy war erstaunt über die Diskrepanz zwischen der Korpulenz des Allroundpolitikers und seiner zierlichen Handschrift: Hier stiess man zur Psyche eines Vizepräsidenten und Generaldirektors der Schweizerischen Nationalbank vor. Die Glasperle in der rauen Schale schien sich dann zu bewahrheiten, zeigte sich doch Frau Gisler fasziniert vom kleinen «Kalenderli», das Herr Schürmann mit sich führt. Ich glaube, solche «Szenen» sind nicht zufällig und weisen darauf hin, dass wohl besser andere Formen von Unterhaltungssendungen weiterentwickelt werden sollten.

Jörg Huber

«Lassen Sie den lieben Gott aus dem Spiel. Was soll der denn machen, wenn wir nichts machen»

«Pfarrer in Kreuzberg»: neue ZDF-Serie um Alltagsprobleme

In den letzten Jahren hat sich, namentlich beim Deutschen Fernsehen, ein bemerkenswerter Umschwung bei Filmen kirchlicher Herkunft vollzogen. Dies ist vor allem ein Verdienst der kircheneigenen Film-Produktionsgesellschaft EIKON in München, die mit Serien mutig einen neuen Weg beschritten hat. Mit «Familie Mack verändert sich» begann es, es folgte «Unser Walter», eine Spielfilmreihe über mongoloide Kinder, die bewusst Verständnis und Engagement für diese Randgruppe unserer Gesellschaft wecken will. Nur Kenner konnten bei diesen Filmen noch feststellen, dass die Kirche als Produzentin zeichnete; denn die Kirche ist darin sozusagen anonym. Sie versteht sich in dieser Anonymität als Teil einer säkularen Gesellschaft. Das Beispiel hat Schule gemacht. Andere Produktionsgesellschaften zogen nach. «Pfarrer in Kreuzberg» ist das neueste Beispiel einer solchen Spielfilm-Reihe, die das ZDF seit dem 20. Januar jeweils am Donnerstag um 18.20 Uhr ausstrahlt.

Kreuzberg ist ein Teil Berlins, im Südosten der Stadt gelegen, einer der kontrastreich-

sten Bezirke. Kreuzberg hat 150 000 Einwohner, davon 37 000 Ausländer (darunter 26 000 Türken). Kreuzberg ist ein Proletarierviertel. Die Häuser sind zum Grossteil noch aus dem vorigen Jahrhundert: zwei bis drei Hinterhöfe, das Klo für drei Mietparteien im Hausflur. In Kreuzberg gibt es Leute, die ihren Bezirk nie verlassen haben. In Kreuzberg gibt es eine Kneipe neben der anderen. Not und Suff. Kreuzberg ist eine Herausforderung an die Verantwortlichen, an Ideen, an Mitmenschlichkeit. Pfarrer in Kreuzberg zu sein, ist eine Aufgabe, in der das Wort «Seelsorge» eine ganz andere Dimension bekommt.

Der Pfarrer der Serie ist 36 Jahre alt, evangelisch, verheiratet, drei Kinder. Seine Gemeinde liegt mitten drin. Der Pfarrer muss mit Kreuzberg fertig werden. Er wird auf seine Art damit fertig. In der Geschichte geht es um alte, vereinsamte Menschen, Gastarbeiter, Strafentlassene, jugendliche Rowdies, alle in ihrem Kietz-Mief, der Aggressionen fördert. Der Pfarrer braucht Zeit, er muss Autorität aufbauen, er kann sich nur begrenzt einsetzen, oft nur das Schlimmste verhindern. Es gibt keine spektakulären Erfolge. Manchmal kann er auch gar nichts tun. Das macht oft mutlos, aber es ist für ihn wichtig, das zu tun, was zu tun ist, und dort, wohin er gestellt ist. Praktische Theologie im Strassenanzug, im Pullover.

Diese Theologie sieht denn auch ganz anders aus, als jene, wie sie von der Kirche bisher verstanden wird. «Lassen Sie den lieben Gott aus dem Spiel. Was soll der denn machen, wenn wir nichts machen», sagt Pfarrer Schmiedeck einmal aufgebracht zu einem Gemeindeglied, das meint, Gottvertrauen werde schon helfen. Solche Aussprüche passen vielen nicht ins Konzept. Sie sind die nackte Provokation für eine sich auf theologische Tradition berufende Kirche. «Was soll ich denn mit einer Kirche anfangen, die mir nicht einmal mehr die Rechtfertigung gibt, nichts zu tun, keine Verantwortung zu übernehmen und zu tragen?»

Pfarrer Schmiedeck will in Kreuzberg die Welt nicht verändern. Er sieht sie auch nicht als Bewährungsprobe für eine jenseitige Gotteswelt. Für ihn ist die Welt einfach da, um darin zu leben. Seine Aufgabe sieht er darin, den Menschen dazu zu verhelfen, und ihnen auch zu zeigen, wie sie einander helfen können zu leben. Jeder Filmteil bringt ganz konkrete Anregungen für den Alltag, für deinen und für meinen. Denn
Hans-Dieter Leuenberger

Der Ausländer ist immer noch Bedarfsartikel! – Wozu ?

«Wir Schweizer und das Überfremdungsproblem» (DRS I, 13. März)

Es diskutierten «nur» Schweizer. Sie sprachen auf Schweizerdeutsch von den Ausländern in der Schweiz. Denn diese seien ein Problem. Es waren keine «gewöhnlichen» Schweizer, die, indem sie dem Problem beizukommen suchten, indirekt zu einer Apologie ihrer Menschlichkeit abschwieften. Es sprachen ein Bundesrat, drei Nationalräte, ein Grossrat, ein Leiter der Sendung und eine Radiosprecherin. Es waren standhafte «Grenzkämpfer». Sie diskutierten eigentlich gar nicht. Erkenntnisse unter den Gesprächspartnern kamen keine auf; diese hatten sie schon zu früheren Zeitpunkten gewonnen. Die je eigenen Einsichten blieben rein erhalten, blieben frei vom je fremden Gedankengut des Gesprächspartners.

Politische Information für den Stimmbürger?

Die Radiosendung dauerte von 20.05 bis 21.00 Uhr. Das gilt als gute Sendezeit. Zunächst erklärte der Leiter der Sendung, Reto Steiner, wie die Sendung ablaufen wird: Ausführungen, um was es geht bei den Überfremdungsinitiativen, dem Republikanischen Volksbegehren zum Schutze der Schweiz und der Initiative der Nationalen Aktion; der Volksinitiative zur Beschränkung der Einbürgerungen. Es folgte ein

Statement von Bundesrat Ernst Brugger. Und schliesslich blieben 40 Minuten für die Diskussion mit James Schwarzenbach, Valentin Oehen, Felix Auer und Guido Casetti. Zusammengefasst: Darlegung des Problems, Statement, Diskussion. Kein aufregender Sendungsaufbau, sondern ein in diesem Genre gewohnter.

Es soll nun in der Schweiz Politiker geben, welche die Ansicht vertreten: Wenn gute Sendungen von Radio und Fernsehen zu Urnengängen gemacht werden, dann werde sich auch die Zahl der Urnengänger vergrössern. Sie fordern deshalb gute Sendungen und angemessene Sendezeiten. Einverstanden: Es muss in der Tat etwas getan werden, um das angeschlagene Image der politischen Sendungen in der Schweiz zu verbessern. Dass dabei bestimmte Vorstellungen entsprechende Forderungen formulieren, ist selbstverständlich. Aber stimmen diese Vorstellungen?

Während noch vor einigen Jahren Radio und Fernsehen als Informationsvermittler führten (laut einer Untersuchung von Viggo Graf Blücher zum Thema «Woher nimmt der Bürger seine Information?», 1972), ist heute die Ernüchterung diesem Medium gegenüber unüberhörbar. Man ist vorsichtiger geworden und fragt sich, ob man die Wirkung von Radio und Fernsehen nicht unheimlich überschätzt hat?

Immer wieder – auch in dieser Sendung zum Überfremdungsproblem – wird auf *eine* Frage immer die gleiche Antwort gegeben: Wenn wir diese Frage diskutieren wollen, dann müssen wir viel mehr Zeit dazu haben. Und der Zuhörer mag denken: Gottseidank haben sie nicht mehr Zeit, sonst nimmt der Redeschwall kein Ende! Es steckt dahinter die Vorstellung, wenn man möglichst ausführlich etwas darlegen kann, dann wird die Sache klar. Das mag manchmal stimmen. Neuere Ansichten von Radio- und Fernsehschaffenden haben aber die Tendenz: Eine knappe und klare Information ist besser und kommt auch besser an. Einsichtige Reporter und Politiker sagen deshalb: Wir wollen keine längeren Sendezeiten, wir wollen viele Kurzsendungen, die Wirkung ist besser. Es ist dies sozusagen das Prinzip der Coca-Cola-Werbung.

Zwei Punkte sind von enormer Bedeutung: das Programmumfeld und die Sendezeit. Die zehn Minuten vor einer mit Spannung erwarteten Sportsendung zum Beispiel gelten als gutes Programmumfeld. Dies war der Fall bei der Sendung «Wir Schweizer und das Überfremdungsproblem». Anschliessend folgte nämlich ein Viertelfinalspiel des Fussball-Europa-Cup. Nur, in den letzten zehn Minuten vor Beginn dieser Übertragung hatten die Sendungsteilnehmer die Höhepunkte der Informationen – falls es solche gab – bereits hinter sich. Die Sendung strebte ihrem Ende entgegen, indem man noch «schnell und auch» die Initiative zur Beschränkung der Einbürgerung besprechen wollte. Zur Frage der Sendezeit ist anzuführen, dass prinzipiell verschiedene Sendezeiten gut sein können. Wichtig ist die Gewöhnung: Wenn eine bestimmte Sendung immer wieder zu einer bestimmten Zeit ausgestrahlt wird, kann die Sendezeit an Präferenz gewinnen.

Auch ist eine politische Sendung unerbittlich dem Diktat unterworfen, möglichst attraktiv gestaltet zu sein. Dies kann erreicht werden, indem möglichst divergierende Ansichten aneinandergeraten. Wenn aber ein Sendungsleiter einfach sechs Fragen stellt und von den Gesprächsteilnehmern mehr oder weniger je einzeln seine Meinung als Antwort hören will, geht das kämpferische Aneinandergeraten schon zum grossen Teil verloren. Das Spielerische im Auseinandersetzungskampf darf aber nicht nur negativ gesehen werden. Und die «Elemente des Funkensprühenden» und die «Atmosphäre des geistigen Schlachtfelds» dürften da doch auch beim trockenen Schweizerdeutsch drin liegen.

«... in biederer Mundart angeschnauzt...»

Besonders dann, wenn es um ein humanes Problem geht, um Fragen der Menschlichkeit, um Fragen von Menschenbevorzugung, weil es Landsleute sind – darf sich da trocken und emotionslos die Ansicht durchsetzen, das Problem löse sich sowieso von selbst? Wo bleibt da das Dynamit? Vielleicht in den Sätzen, die man gehört hat: «Mit Menschen sollte man eigentlich nicht umgehen wie mit einer Ware...» (Brug-

ger); «Herr Auer hat grosse menschliche Gefühle für die Arbeitnehmer. Nach der offiziellen Statistik sind in den letzten zwei Jahren 190000 ausgereist (...), einzig und allein auf Kosten der Menschenfreunde, welche diese hereingeholt haben, weil sie ihnen dienen konnten und im Moment, wo sie nicht mehr dienen konnten, haben sie diese wieder weggeschickt. Ich möchte einmal fragen: Bei wem liegt da die Menschenfreundlichkeit?» (Schwarzenbach)?

Da es in diesem Beitrag nicht darum geht, die Sendung inhaltlich nachzuzeichnen, sondern lediglich Überlegungen zu politischen Sendungen allgemein und zu des Schweizers Menschen- und Ausländerfreundlichkeit speziell anzustellen, möchte ich abschliessend bewusst polemisch zwei Zitate anführen. Ein erstes nicht sendungseigenes, das mir aber während der Sendung dauernd aufgestossen ist, aus Carl Zuckmayers Erinnerungen: «Ich werde nicht vergessen, wie ich in Zürich bei meiner ersten Anmeldung als politischer Flüchtling, dem die Schweiz ja traditionsgemäss Asylrecht gewährt, von der Fremdenpolizei in biederer Mundart angeschnauzt und behandelt wurde, als sei ich ein potentieller Betrüger, Schwindler, Scheckfälscher oder womöglich gar ein Kommunist. Wieviel Geld ich habe, ob ich ein Bankkonto nachweisen könne? Im Augenblick konnte ich das keineswegs. Solche Leute habe man hier nicht gern, warum ich denn nicht geblieben sei, wo ich hingehöre?» Carl Zuckmayer starb als Ehrenbürger der Schweiz am 18. Januar dieses Jahres. Bundesrat Brugger meinte bei seinem Statement: «Mit Menschen sollte man eigentlich nicht umgehen wie mit einer Ware, und Menschen sollte man nicht kontingentieren müssen, hauptsächlich dann nicht, wenn es nicht mehr notwendig ist, wenn man sich nicht in einer ausgesprochenen Notlage befindet.» – Aber in einer ausgesprochenen Notlage darf man's? Bleibt der Ausländer Bedarfsartikel für des Schweizers Menschlichkeit?

Peter Kurath

«Die Erschiessung des Landesverräters Ernst S.» am Fernsehen DRS

drs. Der Film «Die Erschiessung des Landesverräters Ernst S.» von Richard Dindo und Niklaus Meienberg wird – voraussichtlich im Mai dieses Jahres – vom Fernsehen DRS ausgestrahlt werden. Diesen Entscheid traf der Programmdirektor des Fernsehens DRS, Dr. Guido Frei, nach eingehender Abklärung formaler und juristischer Aspekte und nach Konsultation mit dem Radio- und Fernsehdirektor DRS, Dr. Gerd Padel. Der Film, anlässlich der Solothurner Filmtage 1976 uraufgeführt und von der Schweizer Filmkritik mehrheitlich positiv aufgenommen, wurde zu einer Angelegenheit von öffentlichem Interesse, nachdem eine Reihe von Dozenten der Universität Bern mit einem offenen Brief gegen eine Preisverleihung in der Bundesrepublik (Filmtage von Mannheim) protestierten und nachdem sich die Presse mit dem Entscheid des Vorstehers des Eidgenössischen Departement des Innern befasste, welcher – entgegen dem Antrag einer Mehrheit des ihn beratenden Fachgremiums – auf die Ausrichtung einer Qualitätsprämie verzichtete.

Das Fernsehen DRS wird den Film an einem Freitagabend im Mai ausstrahlen. Mit Rücksicht auf die Länge des Films wird davon abgesehen, im Anschluss daran über den Film zu diskutieren. Es wird dem Film jedoch eine historische Situierung vorangestellt, die es dem Zuschauer ermöglichen soll, subjektive Aussagen und Wertungen des Films in einen objektivierten geschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Die dem Film von seinen Autoren zugrunde gelegte These, wonach im Zusammenhang mit militärischem Landesverrat im Zweiten Weltkrieg «die Kleinen gehängt» wurden, während man «die Grossen laufen liess», ist unter anderem Gegenstand einer Grundsatzdiskussion in der Sendung «Tatsachen und Meinungen» vom darauffolgenden Sonntag. Gemeinsam mit den Filmautoren wird vor der Ausstrahlung zu prüfen sein, welche redaktionellen Massnahmen notwendig sind, um zu verhindern, dass der Film aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes mit einem richterlichen Ausstrahlungsverbot belegt werden kann.